

Fortschritte der Neurologie · Psychiatrie

Herausgegeben von

Joachim Klosterkötter, Köln
Kurt Heinrich, Düsseldorf
Bernhard Neundörfer, Erlangen
Uwe Henrik Peters, Köln
Claus-Werner Wallesch, Magdeburg

Wissenschaftliches Organ des Berufsverbandes Deutscher Nervenärzte

Frank Bergmann, Aachen

Organ der Deutschen Gesellschaft für Gerontopsychiatrie und -psychotherapie

Hans Gutzmann, Berlin

Mitteilungsblatt der Viktor von Weizsäcker Gesellschaft

Begründet von

August Bostroem und
Johannes Lange

Georg Thieme Verlag

Rüdigerstraße 14
70469 Stuttgart

Postfach 301120
70451 Stuttgart

Sonderdruck

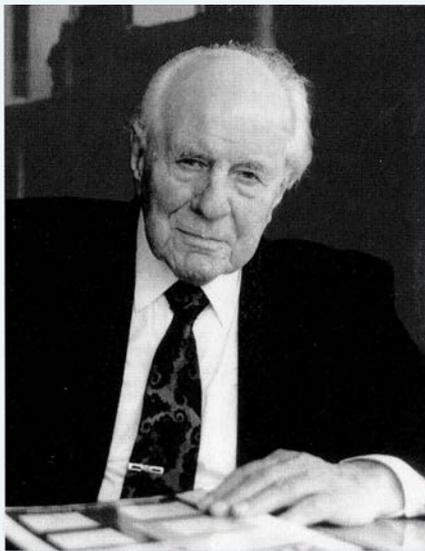
© Georg Thieme Verlag Stuttgart · New York
Nachdruck nur mit Genehmigung des Verlages

Mitteilungen der Viktor von Weizsäcker Gesellschaft

Verantwortlich für diese Rubrik: Hans Stoffels, Berlin

Redaktion: Rainer-M. E. Jacobi, Bonn

Ehrenmitglied Hans Schaefer
13.8.1906 – 23.11.2000



Der 90. Geburtstag Hans Schaefers war seinerzeit Anlass, ihn gemeinsam mit dem Philosophen Hans-Georg Gadamer zum Ehrenmitglied der Viktor von Weizsäcker Gesellschaft zu ernennen. Schon bald darauf bot Hans Schaefer dem Vorstand der Gesellschaft an, gleichsam als Dank für diese Ernennung, einen Vortrag zum Problem der

Inkarnation halten zu wollen. Da hiermit ein prominenter Beitrag zu der von Viktor von Weizsäcker mit Nachdruck eingeforderten Verbindung zwischen Theologie und Physiologie zu erwarten war, letztlich also zur Grundfrage der Medizinischen Anthropologie nach dem Verhältnis von Krankheit und Wahrheit bzw. Unwahrheit, sah sich der Vorstand in seiner Absicht bestärkt, den Konvergenzen zwischen Medizin und Theologie eine Jahrestagung zu widmen¹. Einer der in seinen letzten Jahren häufiger werdenden chirurgischen Eingriffe hatte Hans Schaefer daran gehindert, den angebotenen Vortrag zu halten. Er erschien

¹ Viktor von Weizsäcker fordert die Verbindung von Theologie und Physiologie im Zusammenhang mit der Frage nach der organischen Genese der Geisteskrankheiten, vgl. ders., *Klinische Vorstellungen* (1941), in: *Ges. Schriften*, Bd.1, S.9–147, hier S.136f. Einschlägig hierfür aber auch ders., *Von den seelischen Ursachen der Krankheit* (1947), in: *Ges. Schriften*, Bd.6, S.399–426. Die genannte Jahrestagung fand unter dem Thema „Pathische Existenz“ im Oktober 1999 gemeinsam mit der Evangelischen Akademie Iserlohn statt. Das Einführungsreferat zu dieser Tagung ist jetzt an anderer Stelle erschienen: Peter Achilles, *Konvergenzen zwischen Medizin und Theologie*, in: Rainer-M. E. Jacobi, Peter C. Claussen, Peter Wolf (Hrsg.), *Die Wahrheit der Begegnung*, Festschrift für Dieter Janz. Königshausen & Neumann, Würzburg 2001, S.249–266. Der Bericht zur Tagung liegt in den Mitteilungen vor: *Fortschr. Neurol. Psychiat.* 68 (2000), A 35–A 41.

Adresse: Rainer-M. E. Jacobi, Medizinhistorisches Institut der Universität Bonn, Sigmund-Freud-Str. 25, 53105 Bonn

Bibliografie: *Fortschr. Neurol. Psychiat.* 2001; 69: 551–560 · © Georg Thieme Verlag Stuttgart · New York

dann noch im gleichen Jahr in den Mitteilungen der Viktor von Weizsäcker Gesellschaft.²

Der die Redaktion dieses Textes begleitende Briefwechsel ließ erkennen, dass es sich um die Skizze eines Vermächnisses handelte. In aller Ausführlichkeit lag es als Manuskript für ein Buch vor, dessen Veröffentlichung und Diskussion Hans Schaefer mehr zu bewegen schien, als alles in seinem Leben Geschriebene. So ist es tröstlich zu wissen, dass ihn die ersten Reaktionen auf dieses letzte, sein Lebenswerk abschließende Buch noch vor seinem Tod erreicht haben.³ Dieses Buch – und in gebotener Kürze aber fast noch prägnanter der in den „Mitteilungen“ erschienene Text – bildet insofern einen Abschluss dieses faszinierenden Lebenswerkes, als es den großen Bogen zeigt von der Elektrophysiologie, der vegetativen Herz-Kreislauf-Regulation, der Sozial- und Arbeitsmedizin bis hin zu einer Modellbildung für die Hierarchie der Risikofaktoren, die in der Frage nach den geistig-emotionalen und letztlich den geistlichen Bedingungen menschlichen Gesundheitseins und Krankseins gipfelt.⁴ Es verwundert dann nicht, dass die psychosomatische Theorie – genauer müsste man wohl sagen: die anthropologische Medizin – für Hans Schaefer „eben ein Prinzip, nicht ein Akzidens der Medizin ist“.⁵ Die Medizin stand für ihn im Zeichen eines unauf löslichen Zusammenhanges von exakter Wissenschaft in Gestalt der Physiologie, von mitmenschlicher und mitnatürlicher Lebenspraxis im Sinne tradi-

² Hans Schaefer, *Inkarnation – ein nicht nur physiologisches Problem*. *Fortschr. Neurol. Psychiat.* 67 (1999), Heft 12, A 34–A 38. Der für die Tagung angekündigte Vortrag stand ursprünglich unter dem Titel: „Die Unvollständigkeit des Menschen. Zur Inkarnation als einem nicht nur physiologischen Problem“. Die seinerzeit von Hans Schaefer angefertigte Kurzfassung des Vortrages sei hier noch nachgetragen.

„Den Menschen als ein ständiger Verbesserung bedürftiges Wesen zu betrachten, ist ein uraltes Thema der Theologie, der Philosophie, aber natürlich erst recht der Anthropologie. Gehlen prägte den Begriff des „Mängelwesens“, Biser bezeichnete den Menschen als ein „uneingelöstes Versprechen“, ohne übrigens die biologische Seite dieser Definition auch nur anzudeuten. Man kann solchen Versuchen gegenüber eine nihilistische Position einnehmen und sie als menschliche Hybris brandmarken. Eine physiologische Analyse der Bewusstseinsbildung führt dagegen zu einem optimistischen Menschenbild. Im menschlichen Gehirn ist Geist inkarniert, auf eine grundsätzlich wissenschaftlich nicht modellierbare Weise. Nimmt man die theologische Lehre vom Heiligen Geist hinzu, der in uns wohnen kann, um dort zu lehren, das Rechte zu denken und zu tun, so wird ein Modell des Menschen entwerfbar in dem dieser als der ständig sich Entwickelnde erscheint, gleichsam immer auf dem Wege zu Gott hin befindlich. Hierzu wird eine Modelltheorie des Menschen als *soziopsychosomatischem* Wesen vorgelegt“.

³ Hans Schaefer, *Gott im Kosmos und im Menschen*. Gedanken eines Naturwissenschaftlers. Styria, Graz 2000 (Topos-Taschenbuch, Band 360). Zu den Rezensionen vgl. Peter Ulmschneider, *Naturwissenschaft und Religion*. Hans Schaefers Buch „Gott im Kosmos und im Menschen“, Rhein-Neckar-Zeitung vom 21./22. Oktober 2000; Ernst Rossmüller, Hans Schaefer: „Gott im Kosmos und im Menschen“ (Manuskript).

tioneller Tugendlehren und nicht zuletzt der Wirksamkeit einer Dimension, die die Theologie als „Heiligen Geist“ bezeichnet.

In den folgenden Beiträgen findet dieses breite Spektrum des Schaeferischen Denkens und Wirkens aus je verschiedener Perspektive eine engagierte Würdigung; von der Medizingeschichte über die theoretische Physiologie und Pathophysiologie bis hin zur Theologie und Religionsphilosophie. Mit besonderer Dankbarkeit darf vermerkt werden, dass jener Theologe und Religionsphilosoph, den Hans Schaefer vor Jahren zu einer Untersuchung der therapeutischen Dimension des Christentums anregte, sich bereit fand, dem erwähnten letzten Buch Schaefer's eine ausführliche Besprechung zu widmen.⁶ Eugen Biser ist es auch, dessen wissenschaftliches und literarisches Oeuvre an einen weiteren Theologen erinnert, dem Hans Schaefer nicht nur eng verbunden war, sondern mit ihm und dem Internisten Paul Martini die Paulus-Gesellschaft gründete: nämlich Karl Rahner.⁷ Hier kommt eine eher verborgene Beziehung zu Viktor von Weizsäcker in den Blick. Sowohl Karl Rahner als auch Eugen Biser waren Inhaber des nach Romano Guardini benannten Lehrstuhls für Christliche Weltanschauung und Religionsphilosophie in München. Romano Guardini wiederum ist mit seinem leider nur wenig bekannten philosophischen Frühwerk einer der Vordenker der Gestaltkreislehre, jener Lehre also, die den systematischen Kern der Medizinischen Anthropologie bildet und für Hans Schaefer's Lebenswerk leitmotivischen Charakter hatte.⁸

⁴ In exemplarischer Absicht seien hier einige wenige Publikationen Hans Schaefer's genannt, um einen Eindruck vom gedanklichen Reichtum seines Werkes zu vermitteln. Darüber hinaus sei auf die Bibliographie (1931 – 1996) verwiesen, die 943 Titel versammelt, in: Volker Becker, Heinrich Schipperges (Hrsg.), *Medizin im Wandel. Wissenschaftliche Festsitzung der Heidelberger Akademie der Wissenschaften zum 90. Geburtstag von Hans Schaefer*. Springer, Berlin / Heidelberg / New York 1997, S. 119 – 156. Hans Schaefer, *Handbuch Elektrophysiologie*, 2 Bände. Deuticke, Wien 1940, 1942; ders., *Das Elektrokardiogramm*. Springer, Heidelberg 1951; ders., *Die Medizin heute*. Piper, München 1963; ders. und Maria Blohmke, *Sozialmedizin*. Thieme, Stuttgart 1972; ders., *Kind-Familie-Gesellschaft. Sitzungsbericht, Akademie der Wissenschaften Heidelberg 1977*; ders., *Über die Wirkung elektrischer Felder auf den Menschen. Sitzungsbericht, ebd. 1983*; ders., *Medizinische Ethik*. Fischer, Heidelberg 1983; ders., *Dein Glaube hat dich gesund gemacht*. Herder, Freiburg 1984; ders., *Das Prinzip Psychosomatik*. Fischer, Heidelberg 1990; ders., *Modelle in der Medizin*. Springer, Berlin u. a. 1992; ders., *Schwache Wirkungen als Cofaktoren bei der Entstehung von Krankheiten*. Springer, Berlin u. a. 1996.

⁵ Hans Schaefer, *Inkarnation – ein nicht nur physiologisches Problem*. *Fortschr. Neurol. Psychiat.* 67 (1999), A 34 – A 38, hier A 37.

⁶ Eine erste Skizze dieser Untersuchung gab Eugen Biser anlässlich des 70. Geburtstages von Hans Schaefer: *Prolegomena zu einer therapeutischen Theologie*, in: Michael Steinhausen (Hrsg.), *Grenzen der Medizin*. Hüthig, Heidelberg 1978, S. 114 – 121. Dann folgte in der von Hans Schaefer mitherausgegebenen Heidelberger Schriftenreihe „*Medizin im Wandel*“ die eigentliche Untersuchung: *Theologie als Therapie. Zur Wiedergewinnung einer verlorenen Dimension*. Ewald Fischer, Heidelberg 1985. Einen erneuten Überblick zur Problematik gab Biser anlässlich des 90. Geburtstages von Hans Schaefer: *Aufriss einer therapeutischen Theologie*, in: Volker Becker, Heinrich Schipperges (Hrsg.), *Medizin im Wandel*, a. a. O., S. 103 – 112. Vgl. auch Eugen Biser, *Kann Glaube heilen? Zur Frage nach Sinn und Wesen einer therapeutischen Theologie*. *Der deutsche Apotheker* 45 (1993) Nr. 11/12, S. 336 – 350. Für die Medizinische Anthropologie sind überdies die folgenden Arbeiten Eugen Bisers von großem Interesse: *Menschsein in Anfechtung und Widerspruch. Ansatz einer christlichen Anthropologie*. Patmos, Düsseldorf 1980; *Dasein auf Abruf. Der Tod als Schicksal, Versuchung und Aufgabe*. Patmos, Düsseldorf 1981; *Der Mensch – das uneingelöste Versprechen. Entwurf einer Modalanthropologie*. Patmos, Düsseldorf 1995.

Erinnerungen an Hans Schaefer

Von Heinrich Schipperges⁹

Es ist mir noch so gut wie heute gegenwärtig und in bleibender Erinnerung, als ich Hans Schaefer zum ersten Male begegnete. Es war im Herbst 1961 – vor genau 40 Jahren – in der Akademiestraße 3, dem alten Physiologischen Institut der Universität Heidelberg. Damals machte man als Neuberufener noch seine Antrittsbesuche, und so beeilte ich mich, den weltberühmten Schaefer aufzusuchen, den man damals schon „das Gewissen der deutschen Medizin“ nannte. Schaefer empfing mich im weißen Kittel und zog mich sogleich in eine Sitzecke seines riesigen Arbeitszimmers, wo sich alsbald ein Gespräch entspann über die Wahlverwandtschaft unserer beider Arbeitsgebiete, der Physiologie und der Geschichte der Medizin.

Dass aus der Kollegialität sich mit den Jahren eine wachsende Freundschaft entwickelte, ist dem Charme seiner Persönlichkeit zu verdanken, die über alle professionelle Aktivität das Fluidum einer Familiarität zu weben verstand: so auf einer gemeinsamen Forschungsreise durch Rußland, so nach harten Sitzungen unserer Kommission „Medizin 2000“ an der Stuttgarter Ärztekammer, so auf zahlreichen Jahrestagungen der Katholischen und Evangelischen Akademien, so nicht zuletzt in den Wandelhallen und Lustgärten des von Schaefer mitgegründeten Instituts für Gesundheitsbildung. Und wie sehr er sich bei seinem oft kindlichen Frohsinn wohlfühlen konnte in heiterer Runde!

In steter Erinnerung bleiben sollten Schaefer's eigene, oft eigenwillige Bekenntnisse: dass er sich stets für einen guten Lehrer gehalten, dass seine Begabung vornehmlich in der Zusammenschau verschiedener Gebiete liege, dass sein Weg undenkbar wäre ohne jenes Maß an Skepsis, das er gegenüber der Wissenschaft entwickelt habe. Das Einfache zu sehen, sei freilich schwer – schrieb er einmal – „und es fällt dem Professor nicht leicht, sich als Untertan simpler Bedürfnisse zu erkennen“. Dennoch müsse man es einfach mit dem Denken versuchen, „so schwer das auch einen Professor ankommt“. Schaefer hat sich dabei wiederholt zum Grundkonzept einer geistig orientierten und zugleich wis-

⁷ Für die hier verhandelte Thematik einschlägig u. a. Karl Rahner, *Geist in Welt. Zur Metaphysik der endlichen Erkenntnis* bei Thomas von Aquin (1939). Kösel, München 1964; ders., *Grundkurs des Glaubens. Einführung in den Begriff des Christentums*. Herder, Freiburg 1976; ders., *Wissenschaft und christlicher Glaube. Schriften zur Theologie*, Bd. 15. Benzinger, Zürich 1983.

⁸ Romano Guardini, *Der Gegensatz. Versuche zu einer Philosophie des Lebendig-Konkreten* (1925). Matthias Grünewald, Mainz 1985. Zu Guardini vgl. Hanna-Barbara Gerl, *Romano Guardini. Leben und Werk*. Matthias Grünewald, Mainz 1987; Viktor von Weizsäcker, *Begegnungen und Entscheidungen* (1949), in: *Ges. Schriften*, Bd. 1, S. 191 – 399, hier S. 218 – 220; ders., *Natur und Geist* (1954), a. a. O., S. 9 – 190, hier S. 178.

⁹ Prof. Dr. med. Dr. phil. Dr. h. c. Heinrich Schipperges, emeritierter Direktor des Institutes für Geschichte der Medizin an der Universität Heidelberg. Vgl. Wilhelm Doerr, Heinrich Schipperges (Hrsg.), *Modelle der Pathologischen Physiologie. Symposium anlässlich des 80. Geburtstages von Hans Schaefer*. Springer, Berlin / Heidelberg 1987; Hans Schaefer, *Tugenden – ein Weg zur Gesundheit*. Atrio, Bad Mergentheim 1985.

senschaftlich korrekten Medizin bekannt, der er denn auch – wie er noch 1999 schrieb – sein ganzes Leben gewidmet habe.

„Ich bin immer ein Grenzgänger gewesen“, hat Hans Schaefer einmal bekannt, als zu seinem 70. Geburtstag ein Symposium über „Grenzen der Medizin“ veranstaltet wurde; ein Grenzgänger – hin zur Technik, zur Physiologie, zur Soziologie, zur Theologie. Mit seiner so eigenwilligen und doch auch konsequenten „Physiologie der Kardinaltugenden“ wollte Schaefer im hohen Alter noch eine „Medizinische Tugendlehre“ entwerfen, wobei er „mit allem Nachdruck“ darauf hinwies, dass sich eine solche Tugendlehre – mit ihrem physiologischen Fundus und ihrem therapeutischen Impetus auch naturwissenschaftlich begründen lasse.

Nicht vergessen werden sollten auch seine sehr persönlichen Bekenntnisse, die er in seinen letzten Lebensjahren in unserer kleinen elitären „Pegasus-Runde“ bekundet hat. Da ist die Rede davon, dass „Sprache nicht zuerst Information sei, sondern Ansprache, Versuch Unsagbares zu sagen und Berührung herzustellen, die zwischen Menschen notwendig und so selten ist“. Seine Freunde wollte er ansprechen – so in einem späten reifen Bekenntnis – : „indem ich Leidendes und vom Leiden Geformtes sage, auch wenn es von Freude voll ist“. Und am Ende seiner von warmherziger und wohldosierter Ironie gewürzten „Rede an die Freunde“ heißt es: „Der letzte Übergang in die Bescheidenheit des Alters verlangt den Abschied von der Idee, dass der Schauspieler ein Akteur ist, der diese Welt bewegt.“ Aber begreifen wollte er wenigstens, „wer die Bühne dreht und wer den Text schrieb“, den er mit solcher Begeisterung deklamiert hatte.

Ein „homo religiosus“ ist Hans Schaefer zeitlebens auch und gerade als Wissenschaftler gewesen, in der reifenden Erkenntnis, „dass Heil und Heilen verbunden“ seien. Als „Gedanken eines Naturwissenschaftlers“ wollte er sein letztes, ein theologisches Werk verstanden wissen; es schließt mit einer „Selbstbespiegelung“, die er auch „Ein Gebet“ nennt. Und da lesen wir zum Schluss die Verse: „Ich wandle mich und sag mich liebend los.“ Liebend hat er sich losgesagt von allen, die ihn lieb hatten. Und ich kann es mir nicht versagen, ein Paracelsus-Zitat wiederzugeben, das ich am Tage seines Hinscheidens fand und das lautet: „Aber wenn wir von hinnen scheiden, so kommen wir in den ewigen Leib. Derselbige wird Ruhe und Friede haben: Freud über Freud!“

Hans Schaefer. Ein Mittler zwischen Generationen und Denkweisen

Von Holger Schmid-Schönbein¹⁰

Hans Schaefer hat uns verlassen. Am 23.11.2000, nur wenige Wochen nach einem letzten ausführlichen Gespräch über die Entwicklung des Faches Physiologie, die sich als essenzieller Teil der Medizin versteht (siehe die Absicht der American Physiological Society, die „Decade of Integrative Physiology“ auszurufen), kommt die Nachricht, dass der hochbetagte, bis in die letzten Lebensstage hellwache Nestor des Faches im deutschsprachigen Raum entschlafen ist. Er hatte eigentlich zwei normale Forscher-

leben lang seinem Lebensziel produktiv gedient, Brücken gebaut und den Versuch einer „umfassenden“ Sicht von Lebensvorgängen ständig neu unternommen. Nicht um wohlfeiler Wiederholung des Satzes, das Ganze sei mehr als die Summe seiner Teile, sondern aus innerer Überzeugung, Leben ließe sich rein methodisch auf die Dauer nur ganzheitlich fassen, ging er zu Werke.

Ungeachtet der uneingeschränkten Hochachtung für den in methodischer Hinsicht breitesten Physiologen der 2. Jahrhunderthälfte, meinen Lehrer Kurt Kramer (München), sah und sehe ich in Hans Schaefer die Vaterfigur, die meine eigenen Versuche, mich in dem Fach „Medizinische Physiologie“ zurechtzufinden, geprägt hat. Mir ist unvergesslich sein Satz (selbst noch Studiosus las ich ihn in einer Studentenzeitschrift), dass es die Aufgabe des Physiologie-Lehrers sei, in jedem Studierenden der Medizin die theoretischen Denkstrukturen vorzuprägen, die sein praktisches Handeln zeitlebens bestimmen. In engen persönlichen Kontakt kam ich erst nachdem ich, frisch habilitiert, eigentlich schon auf dem „Absprung“ in die Klinik (Neurologie) war. Durch ihn wurde ich mit zwei sehr einfachen Argumenten ermuntert, den Ruf auf einen physiologischen Lehrstuhl an einer technischen Hochschule anzutreten. Er sah nur dort die Möglichkeit, sich vertieft mit den Problemen der Strömungslehre auseinanderzusetzen (was mir sofort einleuchtete), vor allem aber erwartete er von dort eine Hilfe bei der Überwindung des kybernetischen Maschinen-Denkens in der Medizin (das in der damaligen Bundesrepublik etwa durch den Physiologen Keidel, in der DDR durch Drischel und seine Schule betont wurde).¹¹

Schaefers Begeisterung für die Fluid-Dynamik war sicher in Teilen übertrieben, aber er sah – auch aus der historischen Entwicklung – dass aus fluid-dynamischen Grundvorstellungen eine „Sicht“ von Lebensvorgängen als obligat miteinander wechselwirkenden Strömungen entspringen müsse, die seiner eigenen, ja zunächst an elektrophysiologischen Stromvorgängen geprägten „Gestalt“ von physiologischen Abläufen in vieler Hinsicht entsprach. Bekanntlich versuchte er diese Denkweise noch im hohen Alter zu popularisieren, indem er sich mit ganzer Kraft der „Sozialmedizin“ verschrieb. Dies geschah in einer historisch brisanten Phase Anfang der siebziger Jahre, wieder mit der Absicht, eine – wie er eindeutig zu erkennen glaubte – auch stark aus ideologischen Quellen gespeiste Grundvorstellung über „gesellschaftliche Bedingtheit“ von Krankheitsvorgängen auszuba-

¹¹ Vgl. Hans Drischel, Einführung in die Biokybernetik. Akademie-Verlag, Berlin 1972; Wolf-Dieter Keidel, Einführung in die biologische Kybernetik. Wissensch. Buchgesellschaft, Darmstadt 1985; ders. (Hrsg.), Kurzgefasstes Lehrbuch der Physiologie. Thieme, Stuttgart 1985 (6. Aufl.). Hier sei an eine bis heute wenig rezipierte frühe Kritik an der „Kybernetischen Reduktion der Begriffe Gesundheit und Krankheit“ erinnert, die der mit Hans Schaefer eng verbundene Heidelberger Pathologe und Sozialmediziner Wolfgang Jacob im Anschluss an ein Modell Carl Friedrich von Weizsäckers vortrug: Wolfgang Jacob, Krankheit und Krankheit. Anthropologische Grundlagen einer Theorie der Medizin. Hühig, Heidelberg 1978, hier S. 68–93; Carl F. von Weizsäcker, Die Einheit der Natur. Hanser, München 1971, hier S. 320–341. Vgl. auch Wolfgang Jacob, Der Teil und das Ganze – Aporien in den Denkbewegungen der medizinischen Moderne, in: Eduard Seidler (Hrsg.), Medizinische Anthropologie. Springer, Berlin / Heidelberg 1984, S. 121–137; ders., Sozialphysiologie und Gestaltkreis – Prolegomena zu einer sozialen Krankheitstherapie, in: Wilhelm Doerr, Heinrich Schipperges (Hrsg.), Modelle der Pathologischen Physiologie. Springer, Berlin / Heidelberg 1987, S. 153–169.

¹⁰ Prof. Dr. med. Holger Schmid-Schönbein, Direktor des Institutes für Physiologie an der Rheinisch-Westfälischen Technischen Hochschule Aachen.

lancieren. Er diagnostizierte sehr klar, in wie starkem Maße es Konflikte einzelner in ihrer sozialen Umwelt sind, die bei den Zivilisationskrankheiten „pathogen“ und im Extremfall sogar „letal“ wirken. Dennoch war es seine – im privaten Gespräch häufig geäußerten – Überzeugung, dass man die prinzipielle Angemessenheit dieser Hypothese nur dann überprüfen könne, wenn dies im Einzelfall auch und gerade unter zunächst allgemeingültigen, also positivistischen physiologischen Aspekten geschähe. Die Kürze dieses Nachrufs reicht nicht, diese interessante Zwischenphase einer – ja auch von persönlichen Konflikten gekennzeichneten – „Einmischung“ des Physiologen in die sozial-wissenschaftliche Erhellung von Gesundheit und Krankheit zu schildern. Er nahm die beschriebene Konfliktsituation mit der festen Überzeugung an, nur über die Austragung dieser Kontroversen sei mehrheitsfähig zu machen, wie man „das Ganzheitliche“ im Schicksal von Individuen zu deuten habe. Man kann der nachwachsenden Generation seine Position am besten mit einem kleinen Wortwitz verständlich machen, den Schaefer auch gern selbst kolportierte. Damals spottete man in Medizinerkreisen, neben der *Rechtsmedizin* gäbe es neuerdings eine „*Links-Medizin*“ an den medizinischen Fakultäten. Ganz allein hat Schaefer dieser politisierenden Einschätzung der Sozialmedizin widersprochen; vielmehr lag ihm daran, mit seiner Denkweise zum Ausgleich zwischen reduktionistischem und holistischem Denken beizutragen. Schon damals wurde er – und blieb es bis ins hohe Alter – ein Brückenbauer zwischen Generationen und Paradigmen.

Dies alles geschah in den siebziger und achtziger Jahren, d. h. in seinem achten und neunten Lebensjahrzehnt. Es war Hans Schaefer dann aber vergönnt, im neunten und schließlich im zehnten Lebensjahrzehnt einerseits die Entstehung einer neuen Systemphysiologie als primäre Quelle von Wissen um Lebensvorgänge zu erleben und zum zweiten eine „Wiedervereinigung“ zwischen reduktionistischem und holistischem Denken (die auch durch die Wiedervereinigung der ostdeutschen mit den übrigen deutschsprachigen Patho-Physiologen vorangetrieben wurde). Dies erfolgte durch seine aktive Teilnahme an den sich rasch entfaltenden Aktivitäten einer „special interest group“ für Angewandte, Klinische und Pathophysiologie der Deutschen Gesellschaft für Physiologie, die durch Kollegen wie Ulrich Zwiener (Jena) und Thomas Kenner (Graz) und ein bisschen auch durch unsere Aachener Aktivitäten in Kooperation mit der Klinik für Psychosomatik (Ernst Petzold) befördert wurden. Mit der – im internationalen Maßstab überaus erfolgreichen – Anwendung der Hochleistungsrechner zur Portraitierung hochkomplexer Abläufe in der Physiologie begann etwa ab 1990 die Möglichkeit, sowohl individuelle Reaktionsweisen mit nicht-invasiven Methoden zu objektivieren als auch die Mathematik zu *biologisieren*.

Anfangs stand Hans Schaefer den nur auf Computern implementierbaren Modellierungs-Algorithmen skeptisch gegenüber. Er hatte jahrzehntelang die Mathematisierung der Physiologie als den strikt abzulehnenden Versuch wahrgenommen, auf Umwegen das von ihm streng abgelehnte Maschinen-Paradigma in die Deutung von Lebensvorgängen einzuführen. In einer unvergleichlichen Weise hat er aus dem Stehgreif heraus diese Haltung in einem Resümee zu einer der halbtägigen Sitzungen der Special Interest Group im Jahre 1998, also im 93. Lebensjahr stehend, zusammengefasst. Diese Rede ist transkribiert worden und

verdient sicher, auch einem größeren Leserkreis präsentiert zu werden. Aber dies war nicht das letzte Wort von Hans Schaefer. Nach einer weiteren Tagung, die diesem Thema gewidmet war und nun schon die sehr praktischen Anwendungen dieser neuen „Denkart“ in vielen Gebieten der Medizin offenkundig werden ließ, hat er mit einer 30 Sekunden langen Frage die Grundvorstellungen der *physiologischen Synergetik* ans Licht gehoben. Diese war inzwischen zu einem „Hauptdialekt“ im Sprachenkonzert der sog. „nicht-linearen“ Wissenschaften herangereift. Schaefer stellte den angemessenen Übergang her, zwischen dem Neuen und dem Bewährten. Seine einfache Frage lautete: *Können Sie mir bitte erklären, ob ich ganz falsch liege, wenn ich die Quintessenz dessen, was Sie als Phasensprünge definiert, mit den guten alten Schwellenphänomenen in der Zellphysiologie vergleiche?* Selbstverständlich lag er „total richtig“, und es wurde rasch klar, dass eine Metaphorik im Sinne von Hermann Haken, die von „gleichgewichtsfernen Phasensprüngen“ und „kinetischen Schwellen“ spricht, aber auch eine solche von Per Bak, der in den Ursachen und Folgen von selbstorganisierter Kritikalität gleich eine Erklärung dafür sieht, „how nature works“ (so der Titel seiner aus guten Gründen einflussreichen Monographie) in genau den Rahmen der guten alten Erregbarkeitsphysiologie passt, die unser Fach seit Albrecht von Haller kennzeichnet.

In den beiden zurückliegenden Jahren, in denen seine körperlichen Kräfte, in keiner Weise aber seine geistige Spannkraft nachließ, war ich in der privilegierten Position, meine Arbeiten – die in wesentlichen Teilen auch von unserem gemeinsamen Freund Friedrich Cramer vorangetrieben wurden – in häufigen telefonischen und schriftlichen Kontakten mit Hans Schaefer zu diskutieren. Hierbei erschien mir sein Kopf wie ein wandelnder „runder Tisch“, der die scheinbar divergierendsten Gedanken in kreative Synthesen brachte. Wie ist dies zu erklären? Ich glaube, die einfache Tatsache, dass er über sein eigenes Arbeitsfeld zunächst in die Grundgedanken des elektrochemischen Organisierens von Myokardzellen zum Ganzen des Herzens als Pumpe und als Quelle der elektrokardiographischen Potentialwellen gedrungen war, um dann später über soziodynamische Einflüsse auf holistische physiologische Abläufe zu reflektieren, hat ihn zu einer fast unerschöpflichen Quelle von Anregungen über Naturphänomene und solche der zwischenmenschlichen Wechselwirkungen gemacht, wie sie in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts sonst nirgends mehr verfügbar war.

Dass Hans Schaefer dann – eigentlich erst spät – zur Einsicht kam, dass tatsächlich in Viktor von Weizsäckers Denkansatz von „kreisendem Erregen“ und „erregenden Kreisen“ eine Kernvorstellung der jetzt entstehenden, experimentell gestützten und numerisch dokumentierten und modellierten physiologischen Systemanalytik vorgedacht worden war, hat ihn sichtbar angeregt und mit dieser deutlichen Reaktion der jetzigen Generation junger Systemphysiologen Ansporn gegeben. Es gelang dem mit hohem Alter begnadeten und doch nie gealterten Hans Schaefer, der aus dieser Gnade eine Verpflichtung ableitete, die engstmöglichen und tragfähigsten Brücken über die Generationengraben zu schlagen. In die Trauer über den Verlust mischt sich schon nach wenigen Monaten meine tiefe Dankbarkeit darüber, in meiner Jugend von Hans Schaefer wahrgenommen worden zu sein und die Freude, einem Physiologen nahegestanden zu haben, der eigentlich so etwas wie die Brücke zwischen dem späten 19. Jahrhundert und dem vom ihm bewusst wahrgenom-

menen 21. Jahrhundert repräsentierte. Er war wohl daher in so vielen Denkwelten beheimatet, weil er sich in die Dogmen der Zeitalter nicht einbinden ließ und mit dieser Haltung den Anstoß zu immer neuen Fragen gab. Er hat wirklich nie aufgehört, Neues anzufangen, und bis zuletzt nicht angefangen, im Streben nach Klärung aufzuhören: Seine ergreifende Auseinandersetzung mit dem christlichen Glauben in seinem Todesjahr 2000 legt bedeutendes Zeugnis darüber ab. Diese Haltung macht ihn zum Leitbild aller, die jede Form des „Wissen schaffens“ nicht als Beruf, sondern als Berufung verstehen.

Hans Schaefer zum Gedächtnis

Von Uwe Bleyl¹²

Meine erste Begegnung mit Hans Schaefer wird mir unvergessen bleiben. Die Habilitationsordnung der alten Heidelberger Medizinischen Fakultät sah eine Disputation des Habilitanden über ein von ihm selbst vorgeschlagenes wissenschaftliches Thema vor, das nicht aus dem Themenkreis der Habilitationsarbeit stammen durfte. Ich hatte die sog. Nervale Pankreatitis gewählt und geglaubt, die neurogene Pathogenese dieser Sonderform der akuten hämorrhagisch-nekrotisierenden Pankreatitis an drei klinisch besonders gut dokumentierten Obduktionsfällen belegen zu können. Ich muss Hans Schaefer mit einer allzu forsch vorgebrachten monokausalen Betrachtungsweise ganz ungewollt provoziert haben. Hans Schaefer hat meiner These unter Hinweis auf das Prinzip der multifaktoriellen Pathogenese in der Nosologie mit seiner faszinierenden Eloquenz ganz nachhaltig widersprochen und mir erst nach geharnischem Protest gegen meine monokausalen pathogenetischen Interpretationen die Möglichkeit zu einem allerdings höchst kläglichen Rückzug gelassen. Ich habe an meiner Disputation lange getragen, vor allem in dem Bewusstsein, dass Hans Schaefer mit allen seinen Vorbehalten gegen monokausale Interpretationen Recht gehabt hatte, aber auch in dem Bewusstsein, dass ich der Gestalt dieses Heidelberger Physiologen selbst bei einem mir lieb gewordenen Thema nicht gewachsen gewesen war.

Als Mitglied der von meinem akademischen Lehrer, dem Heidelberger Pathologen Wilhelm Doerr, dem Medizinhistoriker Heinrich Schipperges und Hans Schaefer gegründeten „Kommission für Theoretische Pathologie“ der Akademie der Wissenschaften zu Heidelberg bin ich Hans Schaefer später oft begegnet und in Zuneigung und Bewunderung Zeitzeuge jener großen Themen seines Alterswerks geworden, gegen die ich bei meiner Disputation so nachhaltig verstoßen hatte: Die Prinzipien heuristischer Modelle in der Krankheitsforschung, das Prinzip der multifaktoriellen Pathogenese in der Wissenschaftstheorie (sic!), die Lehre von den Risikohierarchien in der Krankheitsforschung und die Lehre von den Gesetzmäßigkeiten sog. „Schwacher Wirkungen“.

Theoretische Pathologie („logos“ von „pathos“) hatte sich aus Sicht ihrer Gründungsväter nicht als eine besonders theorielastige Pathophysiologie im Sinne des Pathologiebegriffs bei Rudolf Virchow verstanden, auch nicht als naturwissenschaftlich-theoretische Grundlage des traditionell außerordentlich theoriereichen Lehr- und Ausbildungsfachs „Allgemeine Pathologie und pathologische Anatomie“ und schon gar nicht als theoretisches Grundgerüst der diagnostisch dienstleistenden Pathologie und ihres morphologisch orientierten Methodenspektrums. Es war den Gründungsvätern vielmehr von Anfang an um eine geistige Durchdringung der Vorstellungs- und Begriffswelten des Gesunden und des Krankhaften (als „entgleister“ Norm), um eine erkenntnistheoretische Durchdringung von Gesundheit und Krankheit, um die Gesetzmäßigkeiten der Krankheitsentstehung und -entwicklung im Spannungsfeld zwischen Kausalität und Konditionalität, um die Gesetzmäßigkeiten und Abhängigkeiten der Krankheitsmanifestation von Zeit und Raum, um die Rezeption von Gesundheit und Krankheit in alternativen Lebensentwürfen, um die Problemgeschichte von Leben und Tod und um die medizinisch-anthropologischen, kulturhistorischen, kulturphilosophischen und soziologischen Bezüge des Gesundseins und Krankseins gegangen.

Die Kommission für Theoretische Pathologie der Akademie der Wissenschaften ist Hans Schaefer zur geistigen Heimat, aber auch zur Heim- und Werkstatt seines Alterswerks geworden. Hier im Besonderen hat er sich in unglaublicher assoziativer Kreativität mit seinen großen Themenkreisen, die bald auch die Themenkreise seiner Zeit geworden sind, einer durchaus kritischen Auseinandersetzung mit der akademischen Welt gestellt, hier sich zugleich aber auch beheimatet und verstanden gefühlt: Dabei immer und immer wieder vor allem mit „seiner“ Modelltheorie. Modelle sind für Hans Schaefer nicht nur Nachahmungen, Vereinfachungen und Merkmalvergleiche (Analogien) komplexerer struktureller oder funktioneller Systeme gewesen, sondern vor allem Analogien von Strukturen und Funktionen, die in ihrer Komplexität selbst dem Verständnis nicht unmittelbar zugänglich sind. Modell ist nicht Theorie, sondern Interpretation, Deutung von Beziehungen, konzeptionell entworfene Analogie! „Modelle sind Formulierungen, in denen Ideen und Tatsachen sich verschränken“. Dabei gilt es, Analogiemodelle nach Maßgabe ihrer interpretatorisch erschlossenen Systeme zu klassifizieren und die im Regelfall einfacheren „statischen“ und „funktionellen“ Modelle von „genetischen“ Modellen zu unterscheiden. Das Wesensmerkmal genetischer Modelle aber ist die Zeit, in der etwas geschieht, Entwicklung geschieht, medizinisch gesehen die „Chronizität“. Genetische Modelle sind „Entwicklungsmodelle“.

Das genetische Modell liefert zugleich den Schlüssel zur Schaefer'schen Modelltheorie der Ätiologie und zur Hierarchie der Risikofaktoren in der allgemeinen Krankheitslehre, seinem zweiten großen Thema. Die Lehre der Risikohierarchien stellt selbst ein genetisches Modell der allgemeinen Krankheitslehre dar, das immer dann ins Spiel kommt, wenn die Zeit selbst, die Chronizität zum pathogenetischen Prinzip wird. Die Lehre von der Hierarchie der Risikofaktoren in der Ätiopathogenese besagt, dass es neben der Ebene der unmittelbaren Kausalitätsbezüge zwischen Krankheitsursachen und Krankheiten Risikoebenen gibt, die im Hinblick auf den Erfolg, die Krankheitsmanifestation, keine zwingenden kausalen Bezüge und damit keine zwingenden pa-

¹² Prof. Dr. med. Uwe Bleyl, Direktor des Pathologischen Institutes der Fakultät für klinische Medizin, Universität Heidelberg, Klinikum Mannheim. Die Zitate im Text sind den folgenden Quellen entnommen: Hans Schaefer, Sinn und Möglichkeiten der Modelle in der Medizin, in: Eduard Seidler (Hrsg.), Medizinische Anthropologie. Springer, Berlin / Heidelberg 1984, S. 59–68; ders., Erkenntnisse und Bekenntnisse eines Wissenschaftlers. Ewald Fischer, Heidelberg 1986; Volker Becker, Einführung, in: Volker Becker, Heinrich Schipperges (Hrsg.), Medizin im Wandel, a.a.O., S. 3–5.

thogenetischen Wahrscheinlichkeiten mehr erkennen lassen, sondern nur noch „Denkmöglichkeiten“ darstellen. Zwingende Risikofaktoren, Risikofaktoren mit zwingender Wahrscheinlichkeit, mit zwingendem Kausalitätsbezug sind experimentell reproduzierbar, „denkmögliche“ Risikofaktoren dagegen einem experimentellen Beweis nicht mehr zugänglich. Die Modelltheorie der Ätiologie orientiert sich an den „Möglichkeiten“ einer Pathogenese, die durch die Ergebnisse der Epidemiologie wahrscheinlich, „plausibel“ gemacht werden kann, für die es aber kein Kausalitätsmodell mehr gibt. Der konzeptionelle Zugang zu solchen Risikofaktoren ist der gegen den Pfeil der Zeit gerichtete mehrstufige Regress: „Möglichkeiten sind vernünftige Wege des Regresses der Kausalität.“ Am Ende solcher vernünftigen Kausalitätsregresse aber stehen Risikofaktoren wie Technik, Sitte, Kultur, Religion, Kollektiv, Emotion, Persönlichkeitsstruktur und vieles andere mehr.

Mit der Risikoebene der Möglichkeiten hat Hans Schaefer zugleich aber den dritten großen Themenkreis seines Alterswerks eröffnet: Die sog. „Schwachen Wirkungen“ als pathogenetisches Prinzip. Schwache Wirkungen setzen in biologischen Systemen rein theoretisch eine Reihe von Eigenschaften voraus, die im Hinblick auf den pathischen „Erfolg“ unabdingbar sind. Sie entstehen im Gefolge einer Summationsfähigkeit chronischer oder chronisch rezidivierender Reizantworten und sind an Strukturen gebunden, die die Chronizität nach Art eines Gedächtnisses kumulieren. Dies schließt nicht aus, dass sich schwache Wirkungen zugleich multifaktoriell unterstützen und potenzieren können. Schwache Wirkungen haben im Hinblick auf den „Erfolg“ dabei kleine Risikowerte, die Risiken sind bei kleinen Fallzahlen demzufolge in aller Regel statistisch nicht signifikant. Hohe Risikowerte entstehen dagegen häufig durch das Zusammentreffen schwacher Wirkungen mit auxiliären Risiken, z. B. bei viralen Tröpfcheninfektionen in engen Räumen. Schwache Wirkungen lösen gleichwohl nach langer Chronizität der strukturgebundenen Reizantwort nicht selten akute pathische Krisen aus.

Heim oder Heimstatt – man wird der Gestalt Hans Schaefers sicher nicht gerecht, wenn man sie nur aus der Sicht seines Alterswerks und seiner tragenden Bedeutung für die Forschungsaufgaben der Kommission für Theoretische Pathologie beschreibt. Volker Becker, der Erlanger Altmeister der Pathologie, hat anlässlich des 90. Geburtstags dieses Gelehrten die Frage in den Raum gestellt, ob sich die Heidelberger Medizin Hans Schaefer 1951 „wegen seines Soseins“ in ihre Schule berufen habe, oder ob Hans Schaefer erst unter dem Einfluss des Genius loci Heidelbergensis zu einem zwar späten, aber noch einmal unheimlich kraftvollen, höchst legitimen Bannerträger der Heidelberger „Medizin in Bewegung“ geworden sei. Und Heinrich Schipperges hat anlässlich des 80. Geburtstags sogar davon gesprochen, Hans Schaefer sei in Heidelberg zum „Gewissen“ der deutschen Medizin geworden. Nur 7 Jahre nach seiner Berufung hat Hans Schaefer gemeinsam mit dem Theologen Karl Rahner und dem Internisten Paul Martini die Paulus-Gesellschaft ins Leben gerufen, jenen Tagungskreis, dessen vornehmstes Ziel der Dialog zwischen Naturwissenschaft und Theologie, das Verstehen zwischen naturwissenschaftlicher Erkenntnis und christlich-theologischem und philosophischem Weltbild und die Überwindung der Sprachlosigkeit und Distanz zwischen Glauben und Wissen gewesen ist. „Sie müssen lernen, unsere Sprache zu verstehen“, war das Credo des Wissenschaftlers Schaefer, die Wiedergewinnung der Dialogfähigkeit der Reli-

gionen die zentrale Forderung an „seine“ Gesellschaft. Thematische Kernfrage der Paulus-Gesellschaft war die nach dem Sinn von Begrifflichkeiten der Theologie für den von den Erkenntnissen der Naturwissenschaft geprägten modernen Menschen, also die Frage nach der Sinnhaftigkeit von Begriffen wie Offenbarung, Gnade, Sünde, Erlösung, Jenseits, Leben nach dem Tode, Unsterblichkeit, Auferstehung, Dreifaltigkeit im modernen, von den Erkenntnissen der Wissenschaften geprägten menschlichen Leben. Dahinter aber stand auch damals bereits der Suchende, der nach theologischen „Denkmodellen“ – wie er es in seinen „Erkenntnissen und Bekenntnissen eines Wissenschaftlers“ selbst nannte – Suchende. Und „Denkmodelle“ waren ja „Formulierungen, in denen sich Ideen und Tatsachen verschränken“. Hans Schaefer hatte sich in der Paulus-Gesellschaft auf die Suche nach wissenschaftlich belastbaren „Denkmodellen“ für den Sinn des Lebens, auf die Suche nach wissenschaftlich stabilen „Denkmodellen“ für ein Leben im Angesicht des Todes, nach dem Sinn von Evolution, nach dem Sinn von biologischer Protektion und Reparation für die Gesunderhaltung und Gesundheit, nach dem Sinn von Krankheit, Leiden und Tod begeben. Hans Schaefer hat schon anlässlich seines 70. Geburtstags, als ihm zu Ehren ein Symposium unter dem Titel „Grenzen der Medizin“ abgehalten wurde, freimütig bekannt, sich insoweit immer als ein „Grenzgänger“ verstanden zu haben.

Die Gründung der Kommission für Theoretische Pathologie der Akademie der Wissenschaften zu Heidelberg im Jahre 1978 war nach den Enttäuschungen um den Niedergang der Paulus-Gesellschaft für Hans Schaefer fast zu einer Notwendigkeit geworden, zu einem ureigenen geistigen Bedürfnis. Sinn-Sucher waren sie ja alle gewesen, die Gründungsväter dieser Kommission und ihre Weggefährten, und Grenzgänger zumal! Das vornehmste Ziel war ihnen, um nochmals Volker Becker in seiner Laudatio auf Hans Schaefer zu zitieren, die Frage „nach dem Sinn der menschlichsten aller Reaktionsformen, eben der Krankheit“. Ihre Erkenntnismöglichkeiten waren dabei nicht nur die der Naturwissenschaften und insbesondere die der theoretischen Biologie, sondern auch die der Theoretischen Psychopathologie, der Geistesgeschichte und Begriffsgeschichte, der Kulturgeschichte, der Philosophie, der Logik, bei Hans Schaefer sogar die der Theologie.

Heim und Heimstatt zugleich! Unter dem Dach der Akademie und ihrer Kommission ist dann auch das Ringen um eine denkmögliche Synthese zwischen „seiner“ Modelltheorie und der „Psychosomatik“ für Hans Schaefer Ereignis geworden, in der Überzeugung, dass die Psychosomatische Medizin in ihrer Problemträchtigkeit das Gebiet der Medizin schlechthin sei, in dem Modelle eine bahnbrechende Rolle spielen könnten. Eine erste, noch zögernde Annäherung reicht dabei in die frühen Heidelberger Jahre zurück, als es Hans Schaefer um die vegetativen und damit nicht willensgesteuerten körperlichen Veränderungen als Folge seelischer Vorgänge, um die Einheit von Affekt und leiblicher Reaktion gegangen war. Später, im Jahre 1984, in einer Festschrift der Kommission für Theoretische Pathologie für Heinrich Schipperges, den Mitbegründer, heißt es dann ganz prononciert: Kausal determinierte Modelle zum Leib-Seele-Problem seien Modelle, „die nicht das Erkennen, sondern seine Grenzen modellieren“. Hans Schaefer hat mehrfach vor der Gefahr solchen anthropomorphen Analogisierens gewarnt und darauf hingewiesen, dass es für den psychophysischen Zusammenhang grund-

sätzlich kein kausal determiniertes Modell geben könne, das nach Art anderer, naturwissenschaftlicher Modelle entworfen sei, weil Wirkungsflüsse zwischen seelischen und körperlichen Prozessen für den Menschen nicht einsehbar seien, auch wenn sie nicht bezweifelt werden könnten. Umso faszinierender ist dann sein Versuch gewesen, die in Würdigung seiner Lebensleistung als Denker zwischen Medizin und Theologie erfolgte Ernennung zum Ehrenmitglied der Viktor von Weizsäcker Gesellschaft mit einem Vortrag zu beantworten, der unter das Thema „Inkarnation – ein nicht nur physiologisches Problem“ gestellt war und der das Bewusstsein, also alle subjektiv erfahrbaren Inhalte des Menschen, in einem „Modell der Inkarnation“ vorgestellt hat, in einem Modell, bei dem „unter uns unbekanntem und grundsätzlich unverständlichen Umständen Geistiges in der Materie des Gehirns entsteht (emergiert), eine Erfahrung, für die wir nur einige Bedingungen kennen. Ich nenne dieses Modell ein Modell der Inkarnation.... Es macht deutlich, dass wir nur korrelierende Bedingungen dieser Bewusstseins-Emergenz besitzen, aber ein Verständnis dadurch nicht gewinnen. Das Modell ist sozusagen eine negative Variante. Es macht die Unverstehbarkeit einsehbar (evident)“. Ist es vermessen, dem Menschen Hans Schaefer Faustisches nachzurufen? „Und sehe, dass wir nichts wissen können“, bei Hans Schaefer allerdings ohne jede Resignation! Und über ihn: Fürwahr, er hat seinem Gott auf besondere Weise gedient!

Gläubiges Denken – forschender Glaube.

Zu Hans Schaefers religiösem Vermächtnis

Von Eugen Biser¹³

Wer das Glück hatte, Hans Schaefer kennenzulernen, begegnete in ihm einer Persönlichkeit von beispielhaftem wissenschaftlichen Engagement, von kreativer Intelligenz und überzeugender Menschlichkeit und zugleich einem Forscher, der seinem Fachgebiet durch das Konzept der Sozialmedizin eine neue Dimension eröffnete und deshalb nach Ansicht vieler den Nobelpreis verdient hätte. Denn der Wissenschaftler, den er verkörperte, fühlte sich vor allem den Menschen verpflichtet, so dass sich sein ausgesprochener Forscherdrang stets mit einer vielfach bewiesenen Zuwendung zu Hilfsbedürftigen und Leidenden verband. Die Verknüpfung von beidem aber hatte ihre Wurzel in seiner engagierten Religiosität, die ihn zum leidenschaftlichen Teilnehmer an der glaubens- und kirchengeschichtlichen Entwicklung werden ließ. Als Vizepräsident der Paulus-Gesellschaft setzte er sich mit aller Energie für den Dialog von Naturwissenschaft und Glaube ein, in dem er eine der vorrangigen Aufgaben der sich dem Zeitgeschehen öffnenden Kirche erblickte.

Ohne es zu beabsichtigen, schuf er mit seiner Sozialmedizin das Modell für eine der wichtigsten Selbstkorrekturen der Gegenwartstheologie, die trotz einiger Kursberichtigungen noch immer darunter litt, dass sie auf dem Weg zur Systemgestalt ganze

Bereiche, darunter insbesondere den therapeutischen, abgestoßen hatte. Tatsächlich setzten kurz nach seinem Vorstoß Bestrebungen ein, die zum Entwurf einer therapeutischen Theologie und zur Rückbesinnung auf den Heilungsauftrag Jesu führten. Indessen entsprach es Schaefers Persönlichkeitsstruktur, dass es bei dieser indirekten Auswirkung nicht blieb. Vielmehr verfolgte er jahrzehntelang das Ziel, aktiv in das religiöse Zeitgeschehen einzugreifen und mit einer eigenen Studie das Bild einer wissenschaftlich unterbauten Glaubensdeutung zu entwerfen. Kurz vor seinem Tod gelang es ihm, das aus langem Nachdenken hervorgegangene Ergebnis unter dem Titel „Gott im Kosmos und im Menschen“ als sein religiöses Vermächtnis herauszubringen. Da man einen Denker nicht besser als mit dem Versuch würdigen kann, seine Gedanken mit- und nachzudenken, gelte dieser Versuch nun Schaefers Vermächtnis- und Abschiedswerk.

Mit seinem Buch stellt sich Schaefer einem der schwersten, aber seit Beginn der Neuzeit sich mit wachsender Dringlichkeit stellendem Problem der Glaubensgeschichte. Denn Glaube und Naturwissenschaft beziehen sich nicht nur auf unterschiedliche Bereiche; sie unterscheiden sich nicht weniger durch verschiedenartige Denkformen und Methoden, die zudem dazu neigen, die jeweils andere Position zu okkupieren. Deshalb der von naturwissenschaftlicher Seite betriebene Versuch, das Religiöse psychologisch, wenn nicht gar physiologisch zu erklären, und dadurch aus dem Gesichtskreis des wirklich Verifizierbaren auszuschließen. Daher dann aber auch der nicht weniger oft von Seiten der Theologie unternommene gegensinnige Versuch, die Aufgabe der Weltorientierung an sich zu reißen und naturwissenschaftliche Auskünfte zu präjudizieren. Nicht umsonst gestaltete sich die Geschichte dieses Verhältnisses zu einer ausgesprochenen Konflikts- und Leidensgeschichte, wie dies deren tragische Opfer nur zu deutlich belegen.

Es kennzeichnet das hohe Reflexionsniveau des Verfassers, dass er vor jeder Konkretisierung die Notwendigkeit empfand, den eingeschlagenen Weg zu rechtfertigen. Zwar ist ihm der Unterschied zwischen der „quantitativ operierenden“ Naturwissenschaft und den qualitativ denkenden Geisteswissenschaften durchaus bewusst (34); gleichwohl gibt er zu bedenken, ob nicht „manches Wort der Theologie doch auch eine naturwissenschaftliche Formulierung zuließe“ (35). Ebenso tritt er dafür ein, dass die stammesgeschichtlich verankerten Triebstrukturen und Handlungszwänge, zusammen mit dem weiten Feld der Gefühle und deren Wechselbeziehung mit Erkenntnisprozessen, weit stärker als bisher von der Theologie berücksichtigt werden müssten (40f). Vor allem erbringt dann das Kapitel „Wahrheit und Freiheit“ die Rechtfertigung des Unternehmens. Danach verdankte das Christentum seinen Siegeszug dem Umstand, dass die von ihm verkündeten Wahrheiten „der gelehrten Welt der damaligen Zeit“ als vernünftig erschienen (45). Sicher aber hing sein Erfolg ebenso sehr damit zusammen, dass diese Wahrheit als befreiend und als Überwindung der kosmischen und sozialen Zwänge empfunden wurde. Erkenntnis wurzelt in einem Akt der Freiheit, der, wie Frances Bacon nachwies, Vorurteile und suggerierte Meinungen beseitigt (48). Das bestätigt das große Wort des johanneischen Jesus: „Die Wahrheit wird auch frei machen“ (Joh 8,32).

Formal erinnert die Spätschrift an die des Nikolaus von Kues, der darin die von ihm auf einer Reihe unterschiedlicher Felder be-

¹³ Prof. Dr. phil. Dr. theol. Eugen Biser, emeritierter Inhaber des Romano-Guardini-Lehrstuhls für Christliche Weltanschauung und Religionsphilosophie an der Universität München. Die in Klammer gesetzten Seitenzahlen beziehen sich allesamt auf: Hans Schaefer, *Gott im Kosmos und im Menschen. Gedanken eines Naturwissenschaftlers*. Styria, Graz 2000.

triebene „Weisheitsjagd“ beschrieb und die von ihm eingebrachte „Beute“ in der alle Gegenstände der Wahrnehmung und des Denkens übergreifenden „Weisheit“ erblickte. Ähnlich wirkt das gleichfalls kurz vor dem Tod seines Autors veröffentlichte Werk Hans Schaefers, der darin gleichfalls die auf den wichtigsten Problemfeldern gewonnene Glaubenserkenntnis dokumentiert. Den Cusanustitel „De venatione sapientiae“ hätte er für sein Werk wohl deshalb gelten lassen, weil es der Weisheit nach biblischer Auskunft, aber auch im Sinn des Cusanus darum zu tun ist, scheinbar Disparates zusammenzuschauen und in ihrem „übergreiflichen Zusammenhang“ aufscheinen zu lassen. Dafür spricht auch die Positionsbestimmung des Werkes. Es ist, mit einer mittelalterlichen Wendung gesprochen, positioniert „in horizonte duorum mundorum“, also auf der „Grenzscheide“ zwischen der naturwissenschaftlichen Welt und der des Glaubens. Dabei entwickelt sein Verfasser, mit Nietzsche ausgedrückt, ein Bewusstsein, das über den Zugang zu diesen scheinbar „getrennten Welten“ verfügt und sie in ihrem Zusammenhang wahrnimmt.

Weite Felder der Schaeferischen „Weisheitsjagd“, beziehen sich auf die Grenzbestimmung von Naturwissenschaft und Theologie, in der er das große „Thema der nächsten Zeit“ erblickt (26). Dabei konzentriert sich das Interesse des Physiologen insbesondere auf die zentrale Schnittstelle, den Umschlag von quantitativ Messbarem zu der als Bewusstsein erfahrenen Qualität, der ihm jedoch ungeachtet der ständigen Befragung als das ebenso staunenswerte wie letztlich unerklärliche der menschlichen und schon vormenschlichen Lebenswelt gilt (19,124). Eingehende Erörterungen betreffen die bei der Dekodierung der von den Sinnesorganen an das Gehirn geleiteten Signale (188 ff) und die daraus entstehenden Symbole, aus denen sich das menschliche Weltbild aufbaut. Dennoch bleibt für den Verfasser der Menschengeist, wie eine plakative Zwischenüberschrift sagt, „eine Chimäre“ (134), die sich dann gleichwohl durch ihre Leistungen auszeichnet. Ihren Gipfel erreichen diese in der Konzeption des Gottesbegriffs, mit dem das Ordnungsprinzip der Weltorientierung gefunden, gleichzeitig aber auch eine schwere Problematik aufgeworfen ist, der sich das Werk offenen Auges zuwendet. Denn wo ist für diesen Gott in der astrophysikalisch und biologisch, vor allem aber mit dem Instrumentarium der Evolutionstheorie erklärten Welt ein „Platz“ (107 ff)? Die ebenso verblüffende wie einleuchtende Antwort des Autors lautet: *im Menschen*, der für ihn gleicherweise „Schauplatz“ wie „Werkzeug“ und in beidem der „Wohnort“ Gottes im Ganzen seiner Schöpfung ist (111 ff).

Ihm diesen Platz zu sichern, ist das Ziel der – freilich nur im Licht des Glaubens durchführbaren – Gottesbeweise (77 f), aber auch der Suche nach dem „Namen Gottes“, die sinnvoll nur im Horizont seiner Unnennbarkeit, also seiner analogielosen Transzendenz, und unter Einbeziehung der religiösen Gefühlswelt (86 ff) erfolgen kann. Indessen müsste diese Suche ergebnislos abgebrochen werden, wenn sich Gott der Welt nicht selbst im Ereignis der „Inkarnation“, wie der Autor übereinstimmend mit seinem „Nachbar“ Hans-Georg Gadamer sagt, eingestiftet hätte. Deshalb ist Jesus, der menschengewordene Gottessohn, der wahre „Ort Gottes“, ja sogar dessen „Modell“ (175). Dabei ist sich der Verfasser der damit verbundenen erkenntnistheoretischen Problematik durchaus bewusst (169). Denn damit begibt er sich aus dem Bereich der Spekulation auf den Boden historisch über-

prüfbarer Fakten, so dass nun der Naturforscher „als Exeget“ dem Dogmatiker entgegentritt. Alsbald aber verkehrt sich diese Gegenüberstellung in ihr Gegenteil, da von eben diesem historisch greifbaren Jesus von Nazaret Aussagen wie die von seiner jungfräulichen Geburt und seiner Auferstehung gemacht werden, die das naturwissenschaftlich und historisch Erkennbare total übersteigen (171). Entschärft wird diese Komplikation durch die von Schillebeeckx übernommene These, wonach es den Evangelien gerade nicht um „Tatsachenberichte“ im heutigen Verständnis, sondern um die religiöse Bedeutung der Fakten zu tun ist, zumal sie, entgegen fundamentalistischer Bestreitung (Thiede), nicht auf die Berichte von Augenzeugen, sondern auf die Reflexion der Jesusbotschaft durch die Urgemeinde zurückgehen (173). Deshalb wird man davon ausgehen müssen, dass sich in den Evangelien über dem im historischen Sinn Berichteten ein Bilderfries erhebt, in dem sich der durch die Auferstehung Jesu erweckte Glaube Ausdruck schaffte. Dann wird freilich die Frage nach dem Selbstbewusstsein Jesu unabweislich, weil sich nur in diesem die Brücke zwischen dem, was Jesus war, lehrte, wirkte und erlitt, und dem, was der Glaube aus seiner Lebensgeschichte an Deutungen erhob, finden lässt. Es spricht für Schaefers hohes Problembewusstsein, dass er diese Problematik, gestützt auf Spekulationen Rahners, wenigstens streifte (175). Andererseits verfällt er aber dann selbst in naturwissenschaftliche Spekulationen, wenn er die Jungfrauen-Geburt, wenngleich vergeblich, auf die Problematik der Parthenogenese bezieht, um dann doch resignierend festzustellen, dass die Naturforschung dafür, „trotz gegenteiliger Behauptungen, nicht den geringsten Ansatz einer Modell-Erklärung anbieten kann“ (183). Die beste Lösung bietet ihm in diesem Fall Ratzingers „Einführung in das Christentum“, wonach eine menschliche Zeugung Jesu nicht bestritten werden muss, wenn dieser die göttliche „in unabhängiger Weise parallel ging“ (182). Dagegen wird er im anschließend diskutierten Fall der Auferstehung bei Anton Vögtle und dem Katechismus der Deutschen Bischofskonferenz fündig, für den diese ein nur dem Glauben zugängliches Geschehen ist, das sich einer rein natürlichen und vernunftgemäßen Erklärung entzieht (188). Hilfreich hätte ihm bei diesen Fragen aber auch der Gedanke von dem vom Ostergeschehen ausgehenden Bilderfries sein können, zumal ihm derartige Modellvorstellungen, wie seine These von den drei Sphären zeigt, durchaus nahe liegen (137 f).

Umso erhellender sind Schaefers Gedanken über das Kreuz, mit dem Jesus die Wahrheit dessen, was er lehrte, in einem Akt existentieller „Bürgschaft“ bekräftigte. Dass er sich mit dieser – selbst von Nietzsche geteilten – Auffassung von der damit inkompatiblen Sühne- und Opfertheorie distanzierte, gehört unfraglich zu den wichtigsten Leistungen seines Gedankengangs. Mit Recht zeigt er sich angesichts der emotionalen Bedeutung des Kreuzestodes Christi davon befremdet, dass „diese historische Einzigartigkeit des Christentums“ so wenig theologisch reflektiert wird (191). Seltsam erscheint ihm insbesondere die Tatsache, dass die Kreuzesbotschaft angesichts der unvorstellbaren Grausamkeiten gerade auch der jüngsten Zeitgeschichte so sehr verblasste, wo doch eine Theologie des Kreuzes die ungewöhnliche Möglichkeit geboten hätte, „das Leid der Welt, entgegen aller Theodizee, in unseren ‚Verständnishorizont‘ einzubeziehen“ (ebd.). Wie diese Möglichkeit ausgeschöpft werden könnte, hatte er kurz zuvor in dem Abschnitt „Gott ist die Liebe“ (144 ff) ausgeführt, dem er sich über Erwägungen zur therapeutischen Theologie annäherte (142 f). Denn damit stieß er zur Mitte der Gottes-

verkündigung Jesus vor, die in dem als exzessiver Liebeserweis begriffenen Kreuz ihre höchste Bestätigung erfährt, als Ausdruck der Solidarität dieser Liebe mit dem Leidenden aber auch das Theodizeeproblem auf unüberbietbare Weise löst. Klar kommt dabei auch zum Ausdruck, dass die im Motiv der bedingungslosen Liebe Gottes kulminierende christliche Botschaft sogar dem „ganz und gar unlogischen Altruismus“ entspricht, aus dem alle Kulturleistung erwächst (146). Denn der im Motivgrund dieser Kulturleistung waltende Gott des abendländisch-christlichen Kulturkreises „ist fraglos der Gott der Liebe“, der als solcher schon in Hesiods Wort vom „Eros als dem ältesten Gott“ angekündigt ist (151). Erneut setzt sich das Werk damit in einen – höchst begrüßenswerten – Gegensatz zur Gegenwartstheologie, die sich in signifikanten Positionen dem von Jesus überwundenen Gott der Strafgerechtigkeit und des Zornes zuwendet und von seiner „Dunkelseite“ fasziniert zeigt. Schaefer ist allerdings ein zu großer Realist in der Einschätzung des „Weltlaufs“ (Bernhard), als dass er nicht auch auf die dem entgegenstehenden Einwände einginge. Die traditionelle Vorstellung, dass Gott jederzeit ins Weltgeschehen eingreifen könne und dass diese „Eingriffe bei aller Willkürlichkeit immer das Wohl des Menschen zum Ziel hätten“, leidet jedoch schon daran, dass dann der Mensch wissen müsste, was für ihn gut oder schlecht ist (206), zumal er sein persönliches Wohl allzu leicht „mit dem Wohlergehen der ganzen Welt verwechselt“ (207). Im Unterschied zu dem großen Werk von Leibniz, das dem „Übel in der Welt so gut wie keinen Gedanken widmet“, weil für ihn „dieses Leid unabwendbar mit der Existenz der Naturgesetze verbunden“ (205) und letztlich in der Kontingenz des Daseins begründet war (108), sind für den heutigen Menschen gerade die sich häufenden Naturkatastrophen Anlass zu Einwänden und Zweifeln, auch wenn zuzugeben ist, dass gerade „Umweltgefahren heute technisch, also durch Menschenhand verursacht sind“ (207). Deshalb liegt die Lösung des so gestellten Theodizeeproblems, wie dem hinzuzufügen ist, weitgehend in Menschenhand, zumal wenn man bedenkt, dass das weitaus größte Leid, das durch Kriege und Unterdrückung über die Menschheit hereinbricht, von der Bosheit und Machtgier von Menschen ausgeht. Somit muss sich in erster Linie der Mensch ändern, wenn das Leid der Welt minimiert werden soll. Wenn Schaefer dann aber meint, dass „noch nie von einem Ereignis berichtet worden sei, das man als sicheres Judiz göttlicher, Unheil verhütender Liebe deuten könnte“, übersieht er offensichtlich das große Zeitzeichen in Gestalt des freiheitlichen Aufbruchs von 1989, das zu einer derartigen Einschätzung geradezu nötigt. Denn dieses Ereignis von noch unabsehbarer Fern- und Tiefenwirkung entzieht sich auch bei Summierung aller darauf hinweisenden Personen und Fakten einer historischen Erklärung, so dass nur die Wahl zwischen einem Kausalverzicht oder der Annahme einer göttlichen Intervention bleibt, die dann nur als die der „Unheil verhütenden“ und Freiheit stiftenden göttlichen Liebe gedacht werden kann.

Den anderen Einwand gegen diese Liebe bildet der Mensch, der, so sehr er dem Verfasser als Schau- und Wohnplatz Gottes gilt, seiner realistischen Einschätzung zufolge, „der reine Widerspruch“, ja, schlimmer noch, in seiner durchschnittlichen Erscheinung „schlecht“ ist (197ff). Das rührt davon her, dass sein Verhalten ebenso durch Erbanlagen wie durch Erziehungsfaktoren determiniert ist (200). Und es ist, wie Schaefer unter Berufung auf Fromms „Anatomie der menschlichen Destruktivität“ betont, vor allem die Folge einer defizienten, die kindlichen Be-

dürfnisse frustrierenden Erziehung, aufgrund deren sich anstelle von Solidarität und Hilfsbereitschaft Kontakunfähigkeit, Aggressivität und Brutalität ausbreiten. Unbestreitbar ist das aber auch der Vernachlässigung der religiösen Erziehungsprinzipien zuzuschreiben (201). Das führt zu der Schlussfolgerung, dass das Leid der Welt weitgehend „das Resultat falscher gesellschaftlicher Erziehungskonzepte“ ist (202). Diese pessimistische Bestandsaufnahme ist für Schaefer Anlass, auf das Erziehungsproblem als das wichtigste der Zukunftsbewältigung ausführlich einzugehen (241 ff).

Unterbaut wird das einschlägige Kapitel durch die These von der „eschatologischen Natur“ des Menschen (227 ff), die, als Hoffnungspotential verstanden, „der Mehrzahl aller menschlichen Handlungen zugrunde liegt“ (229), wie das der Traum des Kindes und der Tatendrang, aber auch das Geltungs- und Machtstreben der Erwachsenen belegen. Auch hier staunt der Physiologe darüber, dass das „halb emotionale, halb rationale Phänomen der Hoffnung“ eine so geringe oder nur oberflächliche Betrachtung in den Geisteswissenschaften gefunden und dass Ernst Bloch „als Erster die Universalität des Prinzips Hoffnung erkannt“ habe (230). Er hätte das durch eine Parallelerscheinung im Feld der Theologie ergänzen können, wo dasselbe Defizit allein durch das umfangreiche Werk „Elpis“ von Karl M. Woschitz behoben wurde. Erhellend sind die Ausführungen über das ungelöste Rätsel des letzten Hoffnungsziels in Gestalt des Jenseitsglaubens (225 ff) und die kritischen Anmerkungen zu den fragwürdigen „Nahtoderlebnissen“, die allesamt einer wissenschaftlichen Nachprüfung nicht standhalten (230).

Nach diesen Überlegungen konzentriert sich das Interesse des Autors auf die Frage einer menschen- und zeitgerechten Erziehung, und das umso mehr, als ihm der Verfall der Familie und die pädagogische Problematik eheähnlicher Partnerschaften klar vor Augen steht (244). Verschärft wird diese kritische Bilanz noch durch die Feststellung, dass die Kirchen „nicht mehr über den kleinsten Vorrat an Satisfaktionsfähigkeit“ verfügen und das Verhalten der Menschen weder durch „gesellschaftliche oder gar staatliche Verdikte“ noch „durch die Androhung ewiger Strafen“ steuern können (259). Gleichzeitig wendet sich der Physiologe gegen eine rein rationale und lediglich auf Instruktion ausgehende Glaubensvermittlung, da deren „Erfolg“ davon abhängt, „ob es gelingt, in den Zöglingen die emotionalen religiösen Grundstimmungen zu erwecken“ (240). Im Interesse der „Ausgeglichenheit der Emotionen“ bedarf das traditionelle, einseitig auf Bildung ausgerichtete Erziehungskonzept der Ergänzung durch die Formung der „Gefühlswelt des Kindes“, weil nur so destruktive Tendenzen wie „Neid und Aggression“ gebändigt und im positiven Sinn kanalisiert werden können (247 f). In diesem Interesse greift Schaefer auf ein Leitmotiv seiner Abhandlung, den Heiligen Geist, zurück, indem er im Bewusstsein, damit etwas zunächst sehr Befremdliches auszusprechen, die Erziehung als die Methode bezeichnet, „das Kind mit dem Heiligen Geist zu befreunden“ (251): im Mund eines Naturwissenschaftlers zweifellos ein ebenso erstaunliches wie bewegendes Wort. Einer der wichtigsten Zugangswege zu dieser Anfreundung ist die Weckung des Urvertrauens, verstanden als die Anleitung zum „Vertrauen in die Konstanz der sozialen Umwelt“ (253), da nur so die Aufnahme religiöser Bindungen angeregt werden kann.

Wie der Botschaft von der bedingungslosen Liebe Gottes und der Liebesforderung des Evangeliums die Tatsache entgegensteht, dass „gerade im Namen Gottes von militanten religiösen Gruppen zu allen Zeiten die größten Grausamkeiten von Menschen gegen Menschen begangen wurden“ (151), bringt es der Schwund des religiösen Einflusses mit sich, dass das Ziel der Erziehung, die Bereitschaft zur Anerkennung und Übernahme von Pflichten zu wecken, in der ohnehin „pflichtvergessenen“ Gesellschaft immer weniger erreicht wird (255). Dennoch schließt das Buch, gerade auch angesichts der schwindenden Akzeptanz kirchlicher Angebote und Direktiven, keineswegs pessimistisch, da „Institutionen zu allen Zeiten weniger wichtig und stabil waren als Mentalitäten“ und deshalb zu hoffen ist, dass das Fundament der kirchenbildenden Religiosität die offenkundige Kirchenkrise überdauern wird (256). Deshalb komme es entscheidend darauf an, einen Rückweg aus der formalisierten und zu einer „Art Gewohnheit, um nicht zu sagen Pflichtübung“ gewordenen Frömmigkeit des heutigen Kirchenvolkes zu der „gewaltigen religiösen Ergriffenheit“ der frühen Kirche zu finden (257). Das meint Schaefer, wenn er den Erziehern rät, die Kinder „mit dem Heiligen Geist zu befreunden“. Als Ergriffener aber spricht er selbst, wenn er sich als 93-Jähriger die Freiheit nimmt, seine Betrachtungen mit einem Gebet zu krönen, das in die Worte ausklingt:

*Ich weiß nicht, was da kommt. Die Nacht ist tief.
Es blinkt ein Stern der Hoffnung, und die Gnade
dass Dein Erbarmen mich nach Hause rief,
leuchtet von fern auf diesem letzten Pfade (235).*

Das jahrzehntelang geplante und dann doch erst an der Schwelle zum Tod vollendete Werk ist keine „Laiendogmatik“, wie sie vormals Leo von Rudloff veröffentlichte. Hier unternimmt es vielmehr ein vielfach ausgewiesener Forscher, sich aus dem Hori-

zont seiner naturwissenschaftlich geprägten Denk- und Erfahrungswelt zu den Glaubensmystikern vorzutasten. Insofern ist das Werk das Paradigma eines selbständigen, von den dogmatischen Vorgaben gelösten, dafür aber vom Vertrauen in die Erhellungskraft des Glaubens und in die Weisheit der Kirche getragenen Denkens. Dass es sich stets in Tuchfühlung mit der wissenschaftlichen Theologie hält, bewahrt es vor abenteuerlichen Alleingängen. Dass es dabei aber gleichzeitig auf seiner Selbständigkeit besteht, garantiert ihm sein Eigenprofil. Dabei geht das Werk, wenngleich ganz unpolemisch, auf eklatante Defizite der Gegenwartstheologie ein. So sehr Schaefer mit dem von ihm bewunderten Karl Rahner darin einig geht, dass „alle Theologie in Ewigkeit Anthropologie bleibt“ (159), greift für ihn selbst dessen anthropologischer Ansatz zu kurz. Denn mit den Ergebnissen der Physiologie ließ sich dieser auch den für das religiöse Bewusstsein überragend wichtigen Komplex der Emotionen entgehen. Insofern fällt Schaefers Kritik an einem nur auf Instruktion bedachten Religionsunterricht in vollem Umfang auf die Theologie zurück. Zwar steht diese schon seit längerem im Begriff, ihre intellektuelle Engführung durch Einbeziehung der ästhetischen, sozialen und insbesondere der therapeutischen Dimension zu überwinden. Doch fehlte dieser Selbstkorrektur bisher der von Schaefer beklagte humanwissenschaftliche Rückbezug, für den er mit allem Nachdruck einsteht.

So gesehen besteht das Eigenprofil des Werkes nicht so sehr in den von ihm erzielten Ergebnissen als vielmehr im Mut seines Verfassers, den Glauben mit den Mitteln der eigenen Denkwelt zu erschließen und so dem allzeit gültigen Programm der „fides quaerens intellectum“ (Anselm) gerecht zu werden. Die letzte Rechtfertigung seines Verfahrens aber besteht in der Einsicht, dass den von einer Existenzkrise bedrohten Kirchen nicht mit Nachbetern und Mitläufern, sondern nur mit Menschen eines engagierten und kreativen Glaubens geholfen ist.